

Est. A-14596

*mit bestem Gimp  
d. Vf.*



SONDERDRUCK AUS JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE  
HERAUSGEBEN VON EMIL UTITZ / II. U. III. JAHRG. / BERLIN 1926  
BAND II/III / IM PAN-VERLAG ROLF HEISE

*→ Pet. A-8054*

*Est. pd.*

Peter von Meyendorff.  
Ein russischer Staatsmann der Restaurationszeit  
Von WILLY ANDREAS (Heidelberg)

## Vorbemerkung.

Es erschien mir wichtig, in den Arbeitskreis unseres Jahrbuches ein historisches Porträt ein zubeziehen, zumal sein Verfasser einer unbestrittenen Meisterschaft auf diesem Gebiete sich erfreut. Gewiß ist Peter von Meyendorff, dessen Briefwechsel O. Hoetzsch 1923 in drei Bänden herausgegeben hat, weder menschlich noch politisch eine hervorragende Figur großen Stils; aber gerade an einer solchen wird es deutlicher als an der Unvergleichlichkeit eines Genies, worauf es bei der Charakterologie des Historikers ankommt, welcher Kategorien er sich bedient wie er die Akzente setzt, wo er das Bedeutsame sieht, und wie die Persönlichkeit zugleich Fülle und scharfen Umriß empfängt, indem sie eingestellt wird in den großen Rahmen einer Kultur und Zeit, wobei die sprachliche Gestaltung bis in die letzte Nuance hinein der charakterologischen Absicht sich anpaßt.

Der Herausgeber.

Unter den älteren russischen Staatsmännern aus der Zeit Kaiser Nikolaus des Ersten, mit denen Bismarck während seiner Petersburger Gesandtenjahre in nähere Berührung kam, rühmt er in den Gedanken und Erinnerungen den Baron Peter von Meyendorff als die anziehendste Erscheinung in der Reihe derer, die mit dem Zaren gleichaltrig waren oder doch den Stempel seiner Art trugen. Nach Bildung und Feinheit der Formen rechnete ihn Bismarck gleichwohl, wie er weiter hinzufügt, eher dem Alexandrinischen Zeitalter zu. Der große Menschenkenner, der feine Beobachter der vornehmen Welt hat vollkommen richtig gesehen. Meyendorffs Lebensinhalt und Beruf haben in der Hauptsache vom Zaren Nikolaus ihr Gepräge empfangen; aber einige Merkmale seiner geistigen Haltung deuten mehr auf jene Grandseigneurs aus der Regierungszeit Alexanders des Ersten hin, die Bismarck bereits im Aussterben fand, als er nach Petersburg kam. Der Kanzler Nesselrode, der langjährige Leiter der russischen Politik und Vorgesetzte Meyendorffs, war noch von diesem Schlag: Leute, die klassisch gebildet waren, gut und geläufig nicht nur französisch, sondern auch deutsch sprachen und der Blüte europäischer Gesittung angehörten. Hingegen die Männer jener zweiten Generation, denen Bismarck offenbar auch ein etwas geringeres Maß von Vornehmheit zuerkennt, pflegten sich in der Unterhaltung auf Hofangelegenheiten, Theater, Beförderungen und militärische Erlebnisse zu beschränken. Und bereits wuchs unter den Augen des preußischen Gesandten ein neues Geschlecht heran, das gesellschaftlich meist weniger höflich auftrat, mitunter schlechte Umgangsformen und in der Regel stärkere Abneigung gegen Deutsche zeigte als die beiden älteren Gruppen; Bismarck machte denn auch die Feststellung, daß diese Herren geneigt waren, ihre Kenntnis der deutschen Sprache zu verleugnen. So leicht diese Bemerkungen hingeworfen sind, bergen sie doch viel mehr Ertrag, als es zunächst den Anschein hat. Denn bewegende Mächte, die in der russischen Entwicklung miteinander ringen und sich ablösen, zeichnen sich darin ab. Von ihrer Auseinandersetzung, von ihrem Auf- und Abwogen ist auch die geschichtliche Erscheinung Meyendorffs bedeutungsvoll umspielt und, fast möchte man sagen, auch geradezu bestimmt. Und gerade sie fordert sogar in besonderem Maße dazu auf, diesen Zusammenhängen nachzugehen, da Meyendorff in sich selber, losgelöst von seiner Umwelt, ohne den Hintergrund der Zeitergebnisse dem Historiker nicht den inneren Reichtum böte, der eine Versenkung rein um des Menschen willen zu rechtfertigen vermöchte.

Ohnehin wird sich die geschichtliche Betrachtung darin nicht erschöpfen dürfen, eine

Persönlichkeit und sei sie noch so bedeutend oder reizvoll, um ihrer selbst willen darzustellen. Auch die schwelgerischste Farbengebung würde nicht darüber hinwegtäuschen, daß das historische Porträt inneres Leben und strengen Aufbau nur gewinnen kann durch das Wechselspiel zwischen dem Einzelmenschen und den treibenden Kräften seiner Epoche. Die Prägung, die er ihr gibt und von ihr empfängt, ist wesenhaft und entscheidend für die geschichtliche Betrachtung. Gilt das sogar vom Genius, wieviel mehr noch von der Persönlichkeit, die er um Haupteslänge überragt. Es gibt Menschen, an denen die Nachwelt achtlos vorübergehen darf, mögen sie auch eine noch so stattliche Rolle zu ihren Lebzeiten gespielt, ihren Zeitgenossen und ihrem Gesellschaftskreis noch so viel bedeutet haben. Wenn der Baron Meyendorff gleichwohl nicht in diese Reihe gehört und dem nachlebenden Betrachter der Schilderung wert erscheint, trotzdem sein menschliches Größenmaß und sein seelischer Reichtum keineswegs außergewöhnlich sind, so kommt ihm diese Bedeutsamkeit deshalb zu, weil er der Mann eines geschichtlich höchst bemerkenswerten, viel umkämpften und schließlich zu Fall gebrachten Systems ist. Als Vertreter der Restauration, ihrer Gesellschaft und ihrer tiefwirkenden Anschauungsweise, hat er auch über die Schranken seines Vaterlandes hinaus gewirkt. Sowohl persönliche Eigenart wie besondere Berufsaufgabe brachten es mit sich, daß von Meyendorff nicht der Reiz ausgeht, den der schöpferische und im höchsten Sinne verantwortliche Politiker ausstrahlt. Er war nicht in der Art handelnder oder schaffender Staatsmann, daß er den Menschen und Verhältnissen sein Zeichen auf die Stirn drückte. Er blieb vielmehr reiner Diplomat. Als solcher ging er zwar in bestimmter Richtung vor und beeinflusste die Dinge, aber das Ziel selber steckte nicht er, und den Weg gaben Andere an. Er diente ihnen in seiner Weise ausgezeichnet und nicht ohne Erfolg. Feindliches, das seinen Zielen und denen seiner Auftraggeber im Wege stand, half er zurückwerfen, wenn es sich letzten Endes dann doch stärker erweisen sollte. Er war verflochten in die leidenschaftlichen Kämpfe seiner Zeit, in denen er Partei nahm und Farbe bekannte; aber der Anstoß zu ihnen ging nicht von ihm aus. Der Schicksalshauch, der die wirklichen Führer der Staaten oder gar die Helden der Menschheit umwittert, weht nicht um sein Haupt. Der Schlüssel zu Meyendorffs geschichtlichem Verständnis ist weniger in ihm selber zu finden als in der Ordnung der Dinge, die ihn umgab.

Über seine Jugend liegen nicht allzu viele Quellenzeugnisse vor, und was wir davon wissen, trägt nirgends den Stempel des Ungewöhnlichen. Meyendorff stammte aus einer Familie, die zum alten deutschen Kolonialadel gehörte. Ihr Gut lag in einer freundlichen Landschaft Livlands. Hier hauste der Vater, ein zur Ruhe gesetzter General, der schon zur Zeit Katharinas der Großen im Russischen Heere gefochten hatte, und an der Seite des alten Haudegens lebte die Mutter, eine stolze livländische Edelfrau. Sie war Schülerin Herders und blieb auch in der Enge des Landlebens geistig angeregt. Viel mehr kann man im Grunde über diese heimatlichen und häuslichen Verhältnisse nicht sagen; aber das Entscheidende ist darin schon inbegriffen: dieser Herkunft und dem Erbe des mütterlichen Blutes verdankte der junge Meyendorff gewisse Dinge, die man kaum hoch genug für seine Entwicklung und Zukunft anschlagen kann, die Sicherheit des Edelmanns, das Selbstgefühl einer Klasse, die im nächsten Lebenskreis zu herrschen gewohnt war und im Staats- und Hofdienst mühelos emporstieg. Auch ihm war das Herrenmenschentum angeboren, das sich die eigene Gesellschaftsschicht gar nicht anders vorzustellen vermochte als tonangebend und von keiner Seite einen Widerspruch dagegen zu erwarten hatte. In vielen dieser Familien war aber, wie in dem Meyendorffschen Hause, daneben ein geistiger Einschlag vorhanden, der die feineren Köpfe vor dem Versimpeln im Landjunkertum oder der Amtsverknöcherung bewahrte. Diese Eigenschaften seiner Rasse haben auch Meyendorff durchs ganze Dasein hindurch begleitet: sie haben sein persönliches Lebensgefühl, sein gesellschaftliches Bewußtsein, seine Einordnung in die Welt und seine Blickrichtung in hohem Maße bestimmt.

Heimat und Herkunft wurden aber auch insofern für ihn bedeutungsvoll, als seine Bildung deutscher Wurzel entstammte, und diese Triebkraft verlor sich auch dann nicht, als Einflüsse anderer Art hinzutraten. Wenn der Zwanzigjährige Livland als sein Vaterland bezeichnete, so behielt dies Wort seine Richtigkeit auch späterhin, als Meyendorff inzwischen längst über die engere Heimat hinausgewachsen, russischer Staatsmann von hohem Rang geworden war und das Zarenreich im Ausland vertrat. Stets hat er deutsch gefühlt, in dem Sinne, daß ihn Sprache, Bildung, Überlieferungen seiner Heimat als natürliche Lebensluft umgaben. Er blieb ein deutscher Edelmann aus dem Baltenlande, das sich zu Meyendorffs Zeiten seiner Selbstverwaltung und seiner Eigenart noch in ziemlich weitem Maße erfreuen durfte, und es gab ihm jedesmal einen Stich, es schmerzte ihn, als er von den ersten Anzeichen von Vergewaltigung vernahm, die sich unter dem vergötterten Zaren Nikolaus schon in Gestalt orthodoxen Bekehrungseifers gegenüber der Landbevölkerung hervorwagten. Er atmete auf, als in der Person von Suworow ein Gouverneur ernannt wurde (1848), von dem er glaubte, keine Gefahr für die Zukunft der Ostseeprovinzen, sondern im Gegenteil eine Aufhellung banger Besorgnisse erwarten zu müssen. Meyendorffs Leben rollte in einer Zeit ab, in der die Spannung zwischen dem Eigenleben deutscher Sonderkreise und dem das Gesamtreich beherrschenden Russentum noch nicht scharf und schon gar nicht so unerträglich war wie in späteren Jahrzehnten. Noch ging man nicht planmäßig daran, der in dem Riesenreiche vorhandenen inneren Vielgestaltigkeit den Garaus zu machen und sie durch eine möglichst einheitlich russische Daseinsform zu ersetzen. Dinge hatten nebeneinander Raum, die später wie Wasser und Feuer auseinandertraten. Noch ward insbesondere dem Adel der Ostseelandschaften durch Verleihung hoher Regierungs- und Hofämter starke Bevorzugung und viel Einfluß zuteil. Daher vertrug sich auch in Meyendorff das Stammesgefühl und das Bewußtsein der deutschen Kulturgemeinschaft ohne Reibung mit dem russischen Patriotismus, von dem Bismarck sogar sagt, er habe von dem Baron auch auf seine aus Österreich stammende Gemahlin abgefärbt. Der Widerspruch ist nicht so verwunderlich, wie er auf den ersten Blick hin erscheinen könnte, wenn man bedenkt, welcher Art dieses Gefühl und wie es begründet war. Nicht etwa in einer tieferen Neigung für das russische Volkstum! Meyendorff war im eigentlichen Rußland nicht nur nicht zu Hause, sondern er hat es während seiner Dienstlaufbahn äußerst wenig gesehen und seine Verhältnisse nur flüchtig gekannt. Der wegen seiner Schriften in die Verbannung geschickte Fürst Peter Dolgorucki konnte denn auch in seinem Blatte schreiben, Meyendorff kenne alles, nur Rußland nicht! Moskau, das Herz des geheimnisvollen Reichs, hat er erst spät durch einen Besuch kennen gelernt, und seinen Lebensabend verbrachte er in St. Petersburg, der Hauptstadt, die nach Westen schaut, der Gründung des Zaren, der für Rußland erst das Fenster nach Europa durchgebrochen hat. Petersburg war seine eigentliche Welt, die ihm vertraut war, die Sphären, wie man sie nennt, die höchsten Regierungskreise, die Staatsmaschinerie, Hof, Diplomatie und vornehme Gesellschaft. Als Lutheraner und Mann einer Katholikin stand er überdies der griechisch-orthodoxen Kirche, ohne die Rußland und seine geistige Wesenheit nicht zu verstehen ist, fern, und geradezu verhaßt war ihm der erwachende Panlawismus; ihn sah er als närrische und verderbliche Ausgeburt des neuen Zeitgeistes an, den er als getreuer Diener seines Herrn, aber doch auch aus eigener Überzeugung auf der ganzen Linie bekämpfte. So konnte er beim Ausbruch der Revolution seinen Spott über den großen Slavenkongreß in Prag und seine Verbrüderungsversuche ausgießen, da man in der allgemeinen Babylonischen Sprachverwirrung, die hier herrschte, sich des Deutschen habe bedienen müssen, um einander überhaupt zu verstehen. Panlawismus war für Meyendorff Anfechtung der bestehenden Ordnung Europas, gleichbedeutend mit Revolution, und daher verwerflich. Seinem eigenen deutschen Empfinden fehlte somit der Stachel lebenbedrohender Leiden, da ja der eigentliche Ansturm gegen die Ost-

seeprovinzen erst später losbrechen sollte; andererseits war es auch ohne angreifende Schärfe: nationale Mächte gehörten für Meyendorff zu den zerstörenden des Erdteils. Russe war dieser deutsche Aristokrat aus Livland in dem Sinne, daß er dem Reich diente, in dessen Grenzen und Schutz er herangewachsen war, und vielleicht darf man die Linie für sein patriotisches Empfinden sogar noch etwas enger ziehen: Meyendorff war dem Kaiserhaus ergeben, das weder die Herrschaft seiner Standesgenossen noch das Lebensrecht der deutschen Bildung in den Randgebieten der Ostsee antastete. Sein russischer Patriotismus wurzelte eher im Staatsgefühl als im Volksempfinden, mehr in der persönlichen Anhänglichkeit für den Zaren und die Dynastie als im tiefen Gefühl der Blutsverbundenheit und der Schicksalsgemeinschaft, die der neueren nationalen Gedankenwelt ihre Leuchtkraft und ihre Düsterkeit, ihre Spannungen, aber auch ihren Schwung und ihre Gehässigkeit, ihre Naturgewalt und ihre klare Bewußtheit verleihen. Der Baron Meyendorff fühlte sich als Lehensmann des Zaren Nikolaus, dem er als Untertan Treue geschworen hatte. Das war die Stelle, wo die Liebe des baltischen Edelmannes für Rußland verankert war.

Blieb das Deutschtum der Ostseeländer Untergrund seines Daseins, so mischten sich doch auch andere Einflüsse darein, die den heranwachsenden jungen Mann vor Heimatverdampfung und Blickverengung bewahrten. Es bedeutete geistige Ausweitung für den Knaben, daß er im Alter von zwölf Jahren in das von Napoleon gegründete Lycée Impérial in Metz eintrat, wo er zusammen mit Elsässern und Lothringern, Franzosen, Süddeutschen, Schweizern, ein paar Petersburgern, einem Ungarn und einem Polen auf der Schulbank saß. Diese Erziehung war nicht einseitig deutsch und schon gar nicht russisch. Sie hatte vielmehr, wenn man es so ausdrücken will, einen allgemein europäischen Anstrich, und dieser internationale Schliff hat sich in der späteren Haltung des Mannes nicht verleugnet. Das Bildungsgut aber, das Peter Meyendorff hier in sich aufnahm, rührte teils aus den geistigen Beständen des Rationalismus und der Aufklärung her, teils war es dem Altertum entnommen, namentlich den römischen Klassikern, die ihm angeblich in Fleisch und Blut übergegangen sein sollen. Das mag übertrieben sein. Denn von wie vielen Menschen könnte man ernsthaft behaupten, daß die Schule der Alten eine solch innerliche Wirkung gehabt habe! Auch für Meyendorff wird man es schwerlich verbürgen können. Alles in allem betrachtet, waren seine Bildungsgrundlagen vielseitiger Natur, immerhin aber war diese erste Berührung mit Wissenschaft und geistigem Leben doch nicht so stark, daß sie den jungen Edelmann aus den Bahnen hätte herausführen können, die nach den Anschauungen und Gepflogenheiten seines Standes für ihn die gegebenen waren: die militärische oder diplomatische Laufbahn schien für ihn das Nächstliegende, wenn er nicht als Gutsherr auf dem Lande sitzen bleiben wollte.

Auch Meyendorffs persönlichstes Leben war arm an irgendwie erschütternden Erlebnissen, die zum Durchbruch eigener Wegrichtung hätten führen können. Diese kühle Natur war von vornherein nicht dazu angetan, aufwühlende Erfahrungen zu machen. An dem gewaltigsten Ereignis jener Jahre, dem allgemeinen Befreiungskriege gegen Napoleon nahm er teil, da er auf Wunsch seines Vaters in die Armee eingetreten war. Als Unterleutnant der Garde kam er krank, mit Auslandsurlaub aus dem Felde zurück. Er war noch nicht zwanzig, als seine kurze militärische Laufbahn zu Ende ging.

Die spärlich fließenden Quellen gestatten uns keinen Einblick in seine Empfindungen während dieser für Europa so entscheidenden Jahre. Ganz ohne Eindruck können sie schwerlich geblieben sein. Er kämpfte als junger Soldat im Lager der Verbündeten Mächte gegen den großen Vollstrecker und Überwinder der Revolution. Als reifer Diplomat diente er später den Erben der Restauration, denen es nicht glücken sollte, Zeitströmungen niederzuringen, die aus jener großen Epoche der französischen Umwälzung und Umbildung der europäischen Staaten einen Teil ihrer allgemeinen An-

triebe und Forderungen gewonnen haben. Der Abschluß seiner Jugend fällt zusammen mit dem Wiener Kongreß, der Europa neu aufbauen sollte: diese wiederhergestellte Ordnung zu verteidigen, wurde eine Hauptaufgabe Peter von Meyendorffs.

Er wurde Diplomat. Seine Laufbahn bietet ebenso wenig Überraschungen wie sein menschliches Erleben. In ruhiger, glücklicher Steigerung führt sie zu einer stattlichen Höhe empor. Studien in Göttingen waren dem Eintritt in den Auswärtigen Dienst vorausgegangen. Meyendorff hat auf Reisen durch die verschiedenen Landschaften Deutschlands und seinen Aufenthalt an der Georgia Augusta, die schon im achtzehnten Jahrhundert mit Vorliebe von Adligen aufgesucht wurde, seine deutsche Bildung zweifellos gefestigt. Ganz anders verliefen diese beiden Semester für ihn als Bismarcks Göttinger Zeit. Nichts von brausendem Übermut und schäumender Lebensfreude! Mag sein, daß der Krieg ihn früh gereift und ernst gestimmt hatte: seine Tagebuchaufzeichnungen klingen nach dem Urteil derer, die Einblick in sie gehabt haben, unjünglich und altklug. Während Bismarck den Professoren weder durch Vorlesungsbesuch noch gesellschaftlich nähertrat, kam Meyendorff in stärkere Fühlung mit ihnen, und es wurde vielleicht nicht ohne Bedeutung für seine Art die Dinge zu sehen, daß er Heeren hörte, den Herausgeber der Staatengeschichte, dessen freier, lebhafter Vortrag ihm anziehend erschien. Auch Bismarck versichert später, daß er sich durch ihn angeregt fühlte.

Dieser Historiker, ein Vorläufer der großen Geschichtschreibung des neunzehnten Jahrhunderts, wurzelte mit manchen seiner Anschauungen noch im achtzehnten. Er besaß ein Blickfeld von beträchtlicher Weite und sah die Europäische Staatengesellschaft als eine Einheit an; den einzelnen Staat aber betrachtete er im Zusammenhang des Systems, ohne ihn vollkommen darin aufgehen zu lassen. Nach den Stürmen der Napoleonischen Zeit hatte der Wiener Kongreß, das war eine weitere Ansicht von Heeren, das ganze tieferschütterte Gefügewieder aufgerichtet. Dieser Anschauungskreis, der zugleich für einen künftigen Diplomaten eine vortreffliche Schule abgeben konnte, blieb schwerlich ganz ohne Eindruck auf den jungen Balten, der vor kurzem erst aus dem Kriege gegen den Allzertrümmerer zurückgekehrt war, und man möchte fast annehmen, daß er auch die klare, nüchterne Betrachtungsweise des hervorragenden Staatenkenners irgendwie seiner eigenen Art als verwandt empfunden haben wird.

Die erste Anleitung zum Diplomatenhandwerk empfing Meyendorff in Petersburg, wo er im Ministerium unter Capo d'Istria den Vorbereitungsdienst durchmachte und die innerdeutschen Fragen bearbeitete. Dabei kamen ihm seine Göttinger Studien vermutlich zugute; denn dort, an der Universität, gehörte ja das deutsche Staats- und Verfassungsrecht nach alter Überlieferung zum Kernbestand des Unterrichts. Den regierenden Gewalten Deutschlands stand Meyendorff, wie es scheint, damals nicht ohne Kritik, den vorwärtsdrängenden Kräften nicht ohne Verständnis gegenüber. Aber man wird diesen Stimmungen, von denen wir überdies zu wenig wissen, kein zu großes Gewicht beimessen dürfen. Er war ja noch ein blutjunger Mensch, der erst im Werden begriffen war. Die entscheidende Wegrichtung, die Meyendorff einschlug und nun Zeit seines Lebens beibehalten sollte, bildete sich, wenn nicht alles täuscht, erst etwas später aus, unter dem Eindruck des neuen Zaren, der gebietenden Persönlichkeit Nikolaus' des Ersten und seiner Regierungsgrundsätze. Gern wüßte man, wie weit während Meyendorffs Petersburger Attachézeit seine Verbindungen mit den Männern gingen, deren Bestrebungen später zum Dezemberaufstand führten! Wie weit war er etwa von ihren freiheitlichen Gedanken und dem Reformidealismus der Dekabristen berührt, da er doch selber einmal erwähnt, viel Umgang mit Pestel und Muraview gehabt zu haben? Beide Freunde mußte er sich nun, wenn er an sie dachte, am Galgen vorstellen. Tiefer gepackt hat ihn offenbar jene Bewegung, die ein so blutiges Ende nahm, nicht. Er beeilte sich, noch bevor ihm amtlich Kunde von den Dezemberereignissen und der Thronbesteigung des Großfürsten Nikolaus geworden, den Minister Nesselrode brieflich

seiner treuen Anhänglichkeit an den Kaiser zu versichern, und er beteuerte, gern wolle er für ihn sein Blut vergießen; gerade als ehemaliger Angehöriger der Garde wünschte er zu betonen, wie sehr einzelne ihrer Verbände durch Mord und Aufruhr sich entehrt hätten. Was in seiner Seele vorging, als er diese Worte niederschrieb, ist nicht durchsichtig. Man muß sich damit begnügen, die Tatsachen einfach hinzunehmen.

Als Meyendorff diese Erklärung abgab, die gewiß nicht ohne Einfluß auf seine Beurteilung an maßgebender Stelle blieb, befand er sich in Spanien. Nach nicht ganz vierjähriger Tätigkeit als Gesandtschaftssekretär in Brüssel war er nach Madrid als Gesandtschaftsrat versetzt worden. Dort hat er sich während eines Aufenthalts von drei Jahren, wie auch in anderen Ländern, in die ihn sein Beruf führte, bemüht, in Geschichte, Dichtung und Eigenart Spaniens einzudringen. Ein weiteres Beobachtungs- und Arbeitsfeld, auch eine selbständigere Tätigkeit eröffnete sich ihm durch seine Versetzung nach Wien, wo er als Botschaftsrat sich rasch das Vertrauen seines Chefs, des Grafen Tatischev errang. Menschlich bedeutungsvoll wurde diese Zeit an der Donau für ihn durch die Vermählung mit Sophie von Buol-Schauenstein, einer jener österreichischen Komtessen, ohne die man sich das Wien des neunzehnten Jahrhunderts gar nicht denken kann. Bismarck hat in den Gedanken und Erinnerungen der Frau von Meyendorff und seiner eigenen Beziehungen zu ihrem gastfreien Haus nicht ohne Wärme gedacht, und auch sein ganz andersgearteter Attaché, der mit seinem Chef damals wie Katze und Hund lebte, der geistreiche, junge Schlözer war höchst angetan von der reizenden Ungezwungenheit dieser gescheiten Frau. In der Zeit, als Schlözer in ihrem Salon verkehrte, war sie bereits eine alte Dame geworden, hatte aber ihren Charme nicht verloren. Bismarck behielt sie im Gedächtnis als „eine männlich kluge, vornehme, ehrliche und liebenswürdige Frau, die in noch höherem Grade als ihre Schwester, Frau von Vrints in Frankfurt, den Beweis lieferte, daß in der gräflich Buolschen Familie der erbliche Verstand ein Kunkellehen war.“

Die Ernennung Meyendorffs zum russischen Gesandten in Stuttgart führte ihn zwar aus einem Mittelpunkt europäischer Politik in eine weniger bewegte, kleine deutsche Residenz, aber doch auch in den ersten vollkommen selbständigen Wirkungskreis. Zugleich wurden ihm diese sieben Jahre zur Vorschule für Berlin. Denn schon in Württemberg und seinem Landtagsleben der dreißiger Jahre lernte er die Kräfte aus der Nähe beobachten, die im Preußen des folgenden Jahrzehnts mit stürmischerem Wellenschlag und schicksalsvollerer Bedeutung gegen den Tron anrennen sollten, während Meyendorff als berufener Vertreter des stärksten Absolutismus in Europa der Monarchie Rat, Schutz und Unterstützung zu leihen hatte. Schon traten ihm, wohin er schauen mochte, in den engen Schranken des süddeutschen Mittelstaates, dem er als Aufpasser des Zaren und eine Art Vormund zur Seite gegeben war, alle ungelösten Probleme des gesamtdeutschen Lebens entgegen, wie sie dann in der leidenschaftlichen Bewegung der vierziger Jahre zur gewaltsamen Entladung drängten. In Meyendorffs allgemeiner Auffassung der Dinge, hier wie dort, ist kein Bruch zu verzeichnen, sah er doch das konstitutionelle Getriebe des württembergischen Verfassungsstaates mit den gleichen Augen an wie das um die Krone in Preußen ringsum erwachende Leben, wo die Monarchie auf dem Umweg über ständische Romantik erst einer Verfassung entgegenging.

Die Berliner Gesandtenjahre selbst stellen nach geschichtlichem Gehalt, Stärke des Einflusses, eigener Verantwortlichkeit und Berufsleistung zweifellos die Höhezeit seines Lebens dar. Sie liefen ab kurz vor dem Ereignis in Olmütz, an dem er hervorragenden Anteil hatte; Olmütz ist der eigentliche Abschluß des Berliner Aufenthaltes, obwohl Meyendorff kurz vorher den Wiener Posten übernommen hat, und es war zugleich der Gipfelpunkt seiner amtlichen Wirksamkeit überhaupt. Hier trug die diplomatische Arbeit, die er bisher in Berlin geleistet hatte, ihre Früchte. Diese Niederlage Preußens war der Sieg über Anschauungen und Bestrebungen, die Meyendorff stets bekämpft

hat. Seiner folgenden Wiener Botschafterzeit, die vom Sturze Radowitzens bis in den Krimkrieg hineinreicht, kam zu Anfang die Wirkung der Olmützer Zusammenkunft und des Anschens zugute, das ihm seine Kenntniss der deutschen Verhältnisse und seine vermittelnde Rolle zwischen Österreich und Preußen in jenen gewitterschwülen Tagen eingetragen hatte. Eine Zeitlang trug ihn noch die Woge der Restauration, in deren Dienst er sein Leben gestellt hatte; dann neigte sich sein Gestirn in Folge der im Orient ausbrechenden Verwicklungen dem Abstieg zu: der Krimkrieg machte seiner Diplomatenlaufbahn ein Ende. Es sollte der Augenblick kommen, wo eine Erschütterung in den Beziehungen der beiden Höfe und Ostmächte eintrat, indem der Bruch zwischen Wien und St. Petersburg hart an den Rand des Krieges heranführte. Daß Meyendorff nicht vermochte, die eintretende Entfremdung zu hindern, zu alledem noch die Tatsache, daß sein eigener Schwager als Nachfolger Schwarzenbergs die zweideutige, unfreundliche Politik gegen Rußland trieb, die des Zaren volle Erbitterung über das undankbare Österreich erregte, das hob Meyendorff aus dem Sattel. Er wurde abgerufen, wenn auch in auszeichnender Form.

Was folgt, ist mehr ein Nachspiel und läßt sich nicht mehr mit der früheren Bedeutung des Mannes vergleichen, obwohl auch jetzt sein Rat von Hof und Regierung eingeholt wurde. Aus mehr als einem Grunde jedoch war Meyendorff nicht der Mann, der berufen sein konnte, in die inneren Verhältnisse Rußlands wirksam einzugreifen oder in der neuen Epoche, die heraufzog, sich auszuwirken. Olmütz mußte nun einmal, auch aus tieferen geschichtlichen Notwendigkeiten heraus, der Scheitelpunkt seines Daseins bleiben. Der Ausgang der fünfziger und der Beginn der sechziger Jahre brachte neue Kräfte und Bewegungen draußen in Europa und vor allem auch in seinem Vaterlande Rußland ans Licht. Sie waren ihm innerlich fremd, und vieles daran sehr widerwärtig. Der Baron Meyendorff konnte immer noch als eine höchst anziehende Erscheinung der großen Petersburger Gesellschaft gelten, aber im Grunde war er doch eine Figur, die aus einem abgelaufenen Zeitalter übrig geblieben, während ringsum die Welt sich in raschen Neugestaltungen wandelte.

So die äußeren Umrisse seiner Laufbahn und seines Wirkens, wenn man versucht, sie in wenigen Strichen zu zeichnen. Kein Zweifel: Meyendorff hatte auch seinen inneren Beruf richtig erkannt, als er sich entschloß, Diplomat zu werden. Daß für einen Russen deutscher Abstammung und Sprache Deutschland das gegebene Feld sei für eine solche Laufbahn, hat er noch im Alter seinem Sohne Ernst gesagt. Er pries ihm diesen Beruf, weil man sich bei seiner Wahl stets in bester Gesellschaft und in Fühlung mit den Spitzen eines Landes befinde, überdies in den Augen des schönen Geschlechts einen Nimbus von Eleganz und Distinguiertheit besitze, der etwas Verführerisches habe und Anspruch auf die besten Partien gebe. Ratschläge eines gewiegten Weltmannes! Ihn selber hatten Herkunft, Standeseinflüsse, Erziehung und eigene Schulung, Glück und Begabung einst in diese Richtung gedrängt und er hat anscheinend wenig Lehrgeld bezahlen müssen, um früh innere Sicherheit und Reife zu erreichen. Mühelos machte er seinen Weg. Seine Persönlichkeit war nicht so eigenwüchsig, daß sie etwa aus dem Rahmen der Zunft und einer gewissen Berufsglätte herausgefallen wäre. Andererseits aber war Meyendorff doch so fähig und so fein geartet, daß er in seinen Kreisen eine ausgezeichnete Figur machte und gewiß den Durchschnitt der damaligen Diplomatie überragte. Von ihr besaß er eine Reihe wesentlicher Eigenschaften und Standesmerkmale, nicht nur die der tadellosen Gepflegtheit, die vielleicht als erster Eindruck von einem Bilde aus seiner besten Manneszeit ausgeht: im übrigen eine rassige Erscheinung, von schmaler Gestalt, mit zwei Ordenssternen auf der Brust, aus den Vaternördern mit der üblichen hochgeschlossenen, schwarzseidenen Halsbinde erhebt sich ein sehr feingeschnittener Kopf von ungemein aristokratischer Bildung, indessen ohne irgendwelche Steifheit oder Betonung von

Würde. In Ausdruck und Gebärde vielmehr eine weltmännisch leichte Haltung, das Gesicht von einem kurzgehaltenen Backenbart umrahmt, der nach der Sitte der Zeit das Kinn frei läßt, offenbar von sehr beweglichen Zügen, fast heiter in seiner klugen Überlegenheit, ein schmal geformter etwas spöttisch gezeichneter Mund, eine klare offene Stirn unter dem reich gelockten, sehr sorgfältig behandelten Haar. Die Augen sehen recht aufmerksam in die Welt, als ob sie eindringlich zu beobachten wüßten, aber sich nicht so leicht auf den Grund schauen ließen. Es ist das Porträt eines vollendeten Gentlemans aus der ersten Gesellschaft Europas. Man wundert sich nicht, daß dieser Herr von Meyendorff als junger Mann schon am stillen Kaminfeuer jener Pariser Salons sich wohl fühlte, wo man noch zu plaudern verstand und die Hausherrin die anmutige Kunst übte, jeden ihrer Gäste glänzen zu lassen und dabei doch unmerklich das Ganze zu leiten. Er selber muß es vorzüglich verstanden haben, andere Menschen im Gespräch zu fesseln. Schlözer berichtet in seinen Petersburger Briefen von einer Unterredung mit dem Baron, wobei dieser aus seiner eigenen Vergangenheit erzählte und über hundert andere Dinge sich ausließ, als habe er es förmlich darauf angelegt, den Hörer durch Liebenswürdigkeit und geistvolle Mitteilungen zu berauschen.

Der Diplomat, der ganz in der Atmosphäre der Restauration lebte, kannte die Höfe und wußte mit Fürsten umzugehen. Nicht, daß er etwas Schranzenhaftes an sich gehabt hätte, obwohl natürlich auch er in seinen Berichten an den Staatskanzler ab und zu einige Weihrauchkörnlein einstreute, deren Wohlgeruch dem an Huldigungen gewöhnten Zaren lieblich erscheinen mußte. Es gehörte nun einmal zum Stil der damaligen Petersburger Gesellschaft und aller Wohlgesinnten, von dem herrlichen Kaiser zu sprechen, der sich selber eine so hohe Aufgabe inmitten des verseuchten Erdteils zuschrieb. Auch über die Überlegenheit russischer Großfürstinnen gegenüber gefeierten deutschen Prinzessinnen wußte er gelegentlich Artigkeiten einzuflechten, die gewiß mit Wohlgefallen aufgenommen wurden. Bei der Verlobung der Zarentochter mit dem damaligen Kronprinzen von Württemberg hatte er selber seine Hände im Spiel, und mit Vorliebe wurde er wegen seiner Verschwiegenheit und seines Taktes von seiner Gönnerin, der Zarin und anderen hochgestellten Damen in fürstlichen Heiratsfragen zu Rate gezogen. Ein Augendiener und eine Domestikennatur war er nicht. Er hatte vielmehr im Verkehr mit fürstlichen Personen jene sichere, gar nicht beflissene Art, wie sie so oft den wirklichen Grandseigneur von dem kleinen Adel unterscheidet, der nach Brot gehen muß und seine innere Unabhängigkeit im vergoldeten Käfig des Hofdienstes verloren hat. Wie unbefangen plauderte Meyendorff in seinen Briefen der Zarin Alexandra, die es liebte sich aus der alten preußischen Heimat erzählen zu lassen, etwas vor, wie frei ist darin sein Urteil über regierende Häupter. Nicht ohne einen Anflug von Bosheit kramte der Gesandte in diesen leicht hingeworfenen Briefen aus, was er gesehen und gehört hatte, die jüngsten Ereignisse aus der Gesellschaft, Verlobungen ebenso wie die Eheirungen der Gräfin Hatzfeld, die damals viel Staub aufwirbelten. Ab und zu ließ er auch ein Wort über das neueste Theaterstück oder eine vielgefeierte Tänzerin fallen; der deutschen Fürstin auf dem Thron der Romanows, die ihrer Heimat und deren Bildung treu geblieben war, empfahl er Bücher und Memoiren, die gerade Aufsehen erregten. Man muß es ihm lassen, daß er sich auf diesen Gebieten umtat und auch ernsthafte Lektüre nicht verschmähte, wenn auch seine eigenen Urteile meist an der Oberfläche blieben. Er war keiner der Aristokraten, deren geselliger Umgang sich ausschließlich nach Stammbaum und Großkreuzen richtete; gern suchte er Verkehr mit den Leuchten der Wissenschaft und ließ sich von ihnen anregen, ohne Neigung und Bedürfnis sich tiefer in die Fragen einzulassen, die jene bewegten. Die eigentliche Gelehrsamkeit zog den geschmeidigen Weltmann wenig an, und gegen die besondere deutsche Schwerfälligkeit hatte er sogar einen ausgesprochenen Widerwillen. Er war noch nicht lange in Berlin, da sprach er

einem Freunde nicht ohne Achselzucken davon, wie hier in der Hauptstadt die Bemühungen um geistige Bildung mit einer Art Wut sich aller Kreise bemächtigten, wie selbst die Hohe Politik und die Orientalischen Wirren, die ihn und Rußland allerdings näher angingen als die guten Berliner, die religiösen und philosophischen Streitfragen nicht in den Hintergrund zu drängen vermöchten. Er selber, so erzählt er da weiter, habe weder Muße noch Lust sich näher mit den Schulstreitigkeiten der Halleranhänger und der Hegelianer verschiedener Farbe zu befassen.

Die Sprache dieser Leute war ihm zuwider und was ihm an Zeit blieb, widmete er den Naturwissenschaften, für die bekanntlich auch Metternich, sein größerer Zeitgenosse, eine Vorliebe hatte. Auch las er viel Ranke. Meyendorff fand, daß der große Historiker auch über scheinbar erschöpfte Gegenstände neues zu sagen wisse. Wenn er aber im übrigen von Rankes Büchern meint, sie seien Denkwürdigkeiten, aus Depeschentücken, Briefen, Zeitungen in der Art eines Mosaik zusammengesetzt, aber durch Geist und Wissen geläutert, so war dies Urteil weit davon entfernt, Gehalt und Bedeutung dieses bahnbrechenden Geschichtschreibers zu erfassen. Man behält auch sonst den Eindruck zurück, daß Meyendorff von dem, was er las, mehr Genuß, leichte Belehrung und geistigen Schriff als Tiefgründigkeit verlangte, weil eben auch das zum Weltmann gehörte. Als er seinen Sohn in das Wesen der Diplomatie und der für die Gesellschaft jener Tage davon unzertrennlichen Lebenskunst einzuführen suchte, war er klug genug ihm zu empfehlen, daß er auch viel lesen solle, um mit ernstern Männern sich unterhalten zu können. Daneben schien es ihm wichtig, daß der Diplomat, da er doch nicht immer nur mit hoher Politik zu tun habe, sich auch mit wirtschaftlichen Dingen beschäftige, wie auch er es getan hat; aus Zeitschriften volkswirtschaftlichen Inhalts, meint er, könne man viel Nutzen ziehen. Soviel hatte er doch schon vom Realismus des neu anbrechenden Zeitalters gelernt, das in die halkyonischen Stimmungen des Restaurationsgeistes hineinzulärmen begann. Im übrigen war Meyendorff sich vollkommen darüber klar, daß Diplomatie letzten Endes keine Wissenschaft, sondern eine Kunst sei, daß man dazu nicht nur Menschenkenntnis, sondern auch das haben müsse, was er als diplomatisches Temperament bezeichnete. Daß er selber die erforderlichen Eigenschaften zur Ausübung gerade dieses Berufes besaß, hätten auch Gegner diesem taktvollen Vertreter seiner Zunft nicht bestreiten können: jene kühle Haltung, die nicht den ersten einstürmenden Eindrücken erliegt, sondern ruhig Beobachtung um Beobachtung sammelt, bis ein zuverlässiges Bild entsteht, die leichte Hand im Umgang mit Menschen, die Fähigkeit sie zu erraten und zu beeinflussen, ohne sich lästig zu machen, Sicherheit des Ziels und Festigkeit des eigenen Verhaltens bei biegsamer Einstellung auf den Augenblick.

In dieser Beziehung hat Meyendorff den Zaren und seinen Vorgesetzten Nesselrode, der ihn mehr als Freund denn als Untergebenen behandelte, kaum enttäuscht. Er war ein Diplomat besten Schlages. Auch ein Mann wie Varnhagen, der im anderen Lager stand, spricht von ihm nicht ohne Achtung, wenn er des russischen Gesandten in seinen Tagebüchern gedenkt. Die heraufziehende Reaktion der fünfziger Jahre und der Druck Rußlands haben allerdings auch seine Urteile über Meyendorff mit steigender Bitterkeit durchtränkt.

Dieser Mann, der so klar umrissen erscheint, sowohl als Mensch wie als Politiker, empfang seine ihm eigentümliche Bedeutung nicht aus sich selber, sondern dadurch, daß er das ausführende Werkzeug eines Systems war, in dessen Mittelpunkt Zar Nikolaus in eigener Person stand.

So sehr diesem Selbstherrscher das Hinterhältige, Abgründige und Schillernde seines Vorgängers fehlt, ist er menschlich doch nicht leicht zu fassen, und bei näherem Zusehen birgt auch diese Persönlichkeit, so einfach sie gebaut erscheint, doch mancherlei Rätsel. Aber daran ist doch kein Zweifel, daß die Erscheinung des

Zaren, der auch äußerlich eine stattliche Figur machte, sowohl in Rußland wie in der Fremde als höchst eindrucksvoll empfunden wurde. Die Restauration vergötterte, die Revolution verabscheute ihn. In beiden Lagern aber war man sich klar darüber, daß unendlich viel von dem Einsatz und dem Verhalten des russischen Kaisers abhing, ja daß er in jenen Jahrzehnten neben Metternich, den er zu überschatten begann, die wichtigste Person der Europäischen Politik war. Man kann über Nikolaus' Eigenschaften, über seine geistige Bedeutung und die Ausmaße der Herrscherbegabung streiten, Tatsache ist, daß er sich mit einem nicht gewöhnlichen Nachdruck für die Sache, die er zu der seinen machte, einsetzte. Die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel seines Reiches, mochte er sie auch überschätzen, gaben seinem Auftreten das stärkste Gewicht.

Nikolaus war die Verkörperung der Restauration. Aber wie viel phantasieloser, geistig ärmer und einförmiger als es sein mystisch angehauchter Bruder, der verstorbene Zar getan hatte, faßte er diesen Begriff! Wie rasch ist der Inhalt seines Denkens und Trachtens in politischer Hinsicht umschrieben: die Throne sollten unverrückbar dastehen als Bollwerke gegen die Revolution, und er selber fühlte sich als Hort jeglicher Legitimität in Europa, als stärkste Säule der vom Wiener Kongreß aufgerichteten Ordnung. Sie galt es gegen die zersetzenden Gewalten der Neuen Zeit zu verteidigen. Der Obrigkeitskult, den er von seinen eigenen Untertanen verlangte und in den anderen Ländern beachtet zu sehen wünschte, die Niederhaltung aller innerlich widerstrebenden Kräfte, wie er sie in Rußland handhabte und im übrigen Europa durchgeführt wissen wollte, war ohne jeden Schimmer von Romantik, obwohl auch er das Programm der Heiligen Allianz, das er doch selber während des griechischen Befreiungskampfes durch seinen Türkenkrieg zerrissen hatte, bei allen möglichen Gelegenheiten aus der Tasche zog. Ganz und gar nüchtern war der Kern seiner Anschauungen, so nüchtern wie Kasernenhof und Paradefeld, auf denen sich der Zar so gern bewegte. Und noch ein anderes ist unverkennbar: dieser Herrscher und sein System waren durchaus russisch. Gewiß hielt er den Blick immer auf ganz Europa und die Vorgänge, die sich auf diesem weiten Schauplatz abspielten, gerichtet, gewiß sollte die Gesamtheit des Erdteils wie ein einheitliches Gefüge erscheinen, das auf den gleichen Grundlagen der Restauration ruhen und im Fall der Bedrohung durch revolutionäre Strömungen in den Prinzipien und Machtmitteln des Zaren seinen Halt wiedergewinnen sollte; aber das eigentliche Fundament des ganzen geschlossenen Baues sollte doch Rußland sein und alles, was das von Nikolaus so oft berufene Wohl und Wehe der Europäischen Staatengesellschaft betraf, war letzten Endes auf Rußland bezogen. Der eigene Machtwille und die Staatsraison seines Reiches waren die Triebfeder seines Denkens und all seiner weitverzweigten Bestrebungen. Die Ideologie aber, die Nikolaus mit so viel Nachdruck nach außen hin vertrat, sie diente, an welcher Stelle man sie auch prüft, irgendwie den besonderen Bedürfnissen und Zielen der russischen Großmacht.

Ist man sich über die Grundzüge dieses Systems und seine inneren Zusammenhänge klar, dann gibt es kaum eine Stelle in Meyendorffs Anschauungen, die nicht aus der Einordnung in das Große Ganze zu erklären wäre. Seine Gedankenwelt empfing eben von dem innersten Sinn der russischen Staatskunst im Stil Nikolaus des Ersten ihre Richtlinien. Meyendorff war der Diener dieses Systems, das er offenbar ohne persönliche Zweifel oder innere Kämpfe hingenommen hat, indem er es sich in seinen Hauptgedanken aneignete. Es war sein natürlicher Beruf, die Absichten seines Herrn und Meisters, die ihm von Nesselrode eröffnet wurden, diplomatisch zu vertreten und vollstrecken zu helfen, so weit es in einer vielfach widerstrebenden feindseligen Welt möglich war; aber es ist doch nirgends etwas wie innere Reibung, Widerstand oder auch nur Bedenken gegenüber Berechtigung und Zweckmäßigkeit dieser Gesamtpolitik zu verspüren, deren Reiz übrigens weniger in ihrer oft flach anmutenden geistigen Grundlegung als in der eigentümlichen Geschlossenheit und Folgerichtigkeit des Ganzen beruht.

Russisch war es gedacht, auch dann, wenn nur allgemein von Europa die Rede war; zweckbestimmt und höchst nützlich für St. Petersburg war es stets auch dann, wenn die Heiligkeit des Grundsätzlichen herausgestrichen wurde.

Wem anders kam die Hochhaltung von Thron und Altar zugute als dem Zarentum, dessen Unumschränktheit zugleich von geistlicher Weihe umflossen war? Wenn Liberalismus und Revolution, zwischen denen Nikolaus und seine Staatsänner keinen feineren Unterschied zu machen pflegten, in Europa sieghaft das Haupt erhoben, dann stand den Romanows ein um so tieferer Fall bevor, da sie ja die krasseste Form des fürstlichen Absolutismus verkörperten. Und wem anders konnte die Unterdrückung nationaler Regungen nützen als Rußland in seiner damaligen Gestalt und Regierungsform, da solche Bewegungen, wenn sie das Riesenreich im Osten erfaßten, jederzeit das ganze Gemäuer auseinanderreißen konnten? Es fiel dann in eine Welt von Fremdvlkern auseinander, die sich dem Russentum nicht mehr gefügt hätten. Der Zar und seine Diplomaten mußten nur zu gut, was für sie der Besitz des Königreichs Polen bedeutete, und daß es zur Achillesferse der russischen Macht werden konnte.

Wenn Deutschland aber, indem es den volkstümlichen Strömungen nachgab, sich zum Nationalstaat entwickelte, statt die lockere Form des Deutschen Bundes beizubehalten, welcher gefährlicher Nachbar wuchs damit für Rußland an seiner Flanke heran, zumal es fürchten mußte, daß ein solches Reich auch für das Deutschtum der Ostseerandländer eines Tages Anziehungskraft gewinnen könne! Die Zersplitterung Deutschlands hingegen in der Form, wie sie seit dem Wiener Kongreß bestand, verbürgte dem Zaren und seiner Diplomatie ein Maß von Einfluß bei den einzelnen deutschen Höfen, wie es bei einer Einigung der Nation und einer starken staatlichen Zusammenfassung ihrer Kräfte nicht mehr zu erwarten gewesen wäre. Ebenso gestattete das Nebeneinander Preußens und Österreichs am Bundestag, der beiden geheimen Nebenbuhler, Rußland sich viel stärker einzunisten in die inneren deutschen Verhältnisse, ganz abgesehen davon, daß durch sie, so lange die Restaurationsgesinnung beide Vormächte beherrschte, nationale Leidenschaften und freiheitliche Kräfte an die Kette gelegt waren. Bei einem Zusammengehen der drei konservativen Ostmächte war Frankreich, das man als Ursprungsland der Revolution und Hauptansteckungsherd auch der Gegenwartszersetzung in Petersburg haßte, der Vereinsamung ausgeliefert und selbst in Verbindung mit der anderen Westmacht Großbritannien weniger gefährlich, als wenn Deutschland, die Mitte Europas, ebenfalls eine Beute der nationalen und revolutionären Leidenschaften wurde, und vielleicht sogar mit Frankreich zusammenging. In diesem Falle rollte gegen das Heilige Rußland von Westen her eine breite gemeinsame Woge aufrührerischer Kräfte an, die seinen inneren Aufbau und seine äußere Machtstellung bedrohten. Polen war dann für Rußland verloren: zum mindesten mußte es der geheime Bundesgenosse der in West und in Mitte Europas sieghaften Revolution werden, welche die Befreiung dieses unterdrückten Volkes zu ihrer Sache machen würde.

Das Zusammengehen der drei Ostmächte, von denen jede einen Fetzen polnischen Landes besaß und damit auch den fremden Stachel im eigenen Fleisch hatte, eine Verstämmung im Sinne der Legitimität war imstande auch diese Gefahr, die der russischen Macht einen Stoß ins Herz geben konnte, zu bannen. Und nicht allzu schwer konnte es sein, von diesen allgemeinen Voraussetzungen und Zielpunkten der Restauration aus auch über Dänemark einig zu werden, indem man eben da im Norden ebenfalls dem Nationalitätsgedanken einen Riegel vorschob. Besser, Schleswig-Holstein blieb der schwächeren dänischen Krone verbunden als einem stärkeren Deutschland, das in den Bereichen der Ostsee und Skandinaviens Rußland nur unbequem werden mußte! Wenn alle diese Gedankengänge, die hier ineinandergriffen, es vermochten, sich in der Wirklichkeit durchzusetzen, dann mußte eine Gestaltung Europas in diesem Sinne zum

Nutzen des Zarenreichs, wie Nikolaus und seine Staatsmänner ihn verstanden, ausschlagen. Dann war Rußland, mit solchen Mächten im Bunde, von solchen Sicherungen umgeben und gestützt, kein Koloß auf tönernen Füßen, sondern eine von vielen Seiten her wohl ummauerte Macht, die ihrem Aufgabenkreis verhältnismäßig ruhig nachgehen konnte. Und das Rußland des Ersten Nikolaus hat in diesen Jahrzehnten seiner Regierung die Erfüllung seiner eigenen Machtbedürfnisse nie aus den Augen verloren: sowohl im nahen wie im fernen Orient ist es groß gefaßten Eroberungszielen und Einflußerweiterungen mit List, Gewalt und beträchtlichem Erfolge nachgegangen, während sein Gewicht in politischen Fragen des Abendlandes unter diesem Herrscher, den seine Anhänger halb fürchteten, halb bewunderten, außerordentlich stark zur Geltung kam.

So mager die weltanschauliche Verbrämung dieses Systems war, es leistete eine geraume Zeit der russischen Staatsleitung im Innern des Reiches wie seiner Vertretung nach außen die Dienste, die man von ihm forderte. Es war kraftvoll und geschlossen. Die strenge Persönlichkeit des Zaren drückte ihm ihren Stempel auf.

Die Berliner Jahre Meyendorffs waren nun insofern die inhaltreichsten seines Lebens und seines amtlichen Wirkens, weil ja seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten, die nur wenige Monate nach Übernahme des Berliner Postens durch Meyendorff stattfand, alle Verhältnisse in Preußen und Deutschland in neuen Fluß kamen: stürmischer als zuvor drängten sich im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und geistigen Aufstieg des Bürgertums jene politischen und sozialen Kräfte hervor, die das Gebäude der russischen Staatskunst, wenn sie zum Siege gelangten, mit erschüttern, vielleicht ganz zu Fall bringen mußten. Der Zeitpunkt rückte näher, wo die Probe auf die Stärke des Nikolaitischen Systems, aber auch auf die seiner Widersacher gemacht wurde. Die Revolution bereitete sich vor. Die vierziger Jahre sind ihr vielfaches Wetterleuchten.

Meyendorffs Berichte aus Berlin sind eine schier ununterbrochene und sich verschärfende Kritik der preußischen Regierung und ihres Trägers. Sie setzt die eigenen Anschauungen des russischen Gesandten fast noch heller ins Licht als es ein ausgesprochenes Selbstbekenntnis zu tun vermöchte. Indem er Friedrich Wilhelm den Verten verwarf, schilderte er sich selber und die Welt Nikolaus des Ersten, in der er lebte. Kopfschüttelndes Befremden, verdrießliche oder spöttische Mißbilligung! Auf diesen Ton sind die meisten seiner Äußerungen gestimmt. Der Vertreter des Zaren fühlte sich diesem Monarchen, seinen Staatsmännern und ihren zweifelhaften Regierungskünsten überlegen. Die von Pietismus und Romantik geschwängerte Atmosphäre dieser Regierung war Meyendorff ganz und gar fremd, da er einen so viel nüchterneren, fast kahlen Begriff von Restauration hatte. Was er aus dem Munde des Königs und seiner nächsten Vertrauten vernahm, war ihm zum Teil lächerlich, zum Teil ärgerlich, vieles geradezu verhaßt. Mehr als einmal ließ Meyendorff zwischen den Zeilen durchblicken, daß er in die Befähigung Friedrich Wilhelms sein Reich zu leiten, größte Zweifel setzte. Eine Abdankung des sprunghaften Romantikers auf den Thron zu Gunsten seines Bruders Wilhelm, der weniger reich begabten, aber um so viel geradlinigeren, zuverlässigeren und entschlußfähigeren Persönlichkeit, wäre ihm durchaus willkommen gewesen, zumal er dann hoffen durfte, daß die konservative Richtung von der Spielart, wie Meyendorff sie begünstigte, und der russische Einfluß dabei nicht zu kurz kommen würden. Vom Prinzen Wilhelm, den er ebenso hoch schätzte wie er dessen liberalisierende Gemahlin mißbilligte, erwartete er mit Hilfe von Heer und Beamtentum, diesen vornehmsten, vom bösen Geist noch nicht zerfressenen Werkzeugen des Königtums, die straffste Betonung und Durchsetzung der monarchischen Autorität. Denn auf den Mangel an Autorität führte er den Niedergang von Zucht und Ordnung und das Anschwellen der inneren Gegnerschaften zurück. Dabei leitete ihn die freilich

zu einfache Vorstellung, daß man lediglich mit einem größeren Maß von Energie unliebsame politische Bewegungen unterdrücken könne. Vielleicht sah er diese Dinge überhaupt zu sehr mit den Augen des Russen, der mit Gewaltmitteln nur allzu rasch bei der Hand ist. Die Reaktion russischer Art zog denn doch schärfere Saiten gegen ihre Untertanen auf als die anderen europäischen Regierungen gleicher Grundrichtung! Zweifellos war dieser sonst so kluge Beobachter auch darin mit Blindheit geschlagen, daß er die den freiheitlichen und nationalen Bestrebungen Deutschlands innewohnende sittliche Würde verkannte. Er sah nicht, obwohl doch auch er aus den Quellen der deutschen Bildung geschöpft hatte, daß das politische Programm des Liberalismus und der Demokratie keineswegs bloß ein Ableger der französischen Revolution und ihrer Gedanken war, sondern daß sie auch aus der deutschen Geistigkeit der großen Philosophie- und Literaturepoche ihre feinsten und tiefsten Kräfte zog; die sittlichen Grundlagen und Berechtigungen all dieser Bestrebungen waren seinem Blick verborgen. Nur das Zerstörende, das seine staatliche Welt aufzulösen im Begriffe war, spürte er heraus; er war vielleicht doch zu sehr Aristokrat, um die innere Wucht und Notwendigkeit zu begreifen, die das Bürgertum emportragen. Für ihn war alles Machenschaft einzelner böswilliger Führer und Gruppen oder das Werk von irregeleiteten Geistern, die nun ihrerseits das verderbliche Gift in ihrer Umgebung austreuten, während der Volkskörper im Ganzen vollkommen gesund sei, beim Alten beharren wolle. Meyendorff hielt Preußen an sich nicht für revolutionsreif; wenn es aber trotzdem einem bösen Ende entgegensteuerte, war es seiner Meinung nach eben die Zerfahrenheit der Regierungsverhältnisse, die fehlende Leitung und Sicherheit der Zielgebung, der mangelnde Einsatz von Kraft, wo es galt Widerstände im Keim zu ersticken. Soweit diese Betrachtung gewisse Mißstände in der schwankenden Regierungsweise des Königs unter die Lupe nahm und unnachsichtig zergliederte, war der Tadel nicht grundlos ausgesprochen. Denn klar erkannte Meyendorff, daß die Art, wie der König durch das eigene Hervortreten sich der Kritik der Allgemeinheit aussetzte, in der Tat für das Ansehen der Krone bedenklich war, daß er sie rasch herabwirtschaftete in der öffentlichen Meinung. Die Bloßstellung seiner Person konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die Stellung der Monarchie im Staate und der Obrigkeit überhaupt. Sehr deutlich fühlte Meyendorff das Ungesunde in der seelischen Verfassung des Königs. Er war sich durchaus klar darüber, daß im Zentrum dieser Persönlichkeit etwas nicht stimmte. Wie oft hat er Nesselrode in seinen Berichten und Briefen das Herz ausgeschüttet über die Sprunghaftigkeit des launischen Mannes, seine Wetterwendigkeit, das Unzuverlässige einer Haltung, die sich lieber im Gefühlsnebel verliere statt der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und sie mit kräftigem Griff zu packen. Da der russische Gesandte beste Fühlung mit den preußischen Ministern hatte, wußte er aus erster Quelle, welche Schwierigkeiten einem geordneten amtlichen Verkehr mit dem König aus dessen ganz und gar unberechenbaren, eigenwilligen, stimmungshaften Wesen erwachsen. Kaum ein Beobachter hat Friedrich Wilhelm in seiner Mischung von krankhafter Entschlußlosigkeit und Eigensinn wohl so zutreffend geschildert wie Meyendorff. Weil man nie recht wußte, woran man beim König war, mußte sogar dem russischen Gesandten diese Art von Gottesgnadentum, das mit Mystik versetzt war, auf die Nerven fallen. Er war die bis zur Brutalität eindeutige, klare Art des Zaren gewohnt, an die sich jeder halten konnte. Nikolaus' Herrschertum und die Vorstellung, die er selber von seinem Beruf, seinen Aufgaben und Zielen hatte, besaß ihre Härten; aber in ihr regierte Nüchternheit, und was er wollte, war faßlich bis zur Platttheit. Der geistreiche König von Preußen war eine unüberschbare, niemals ganz zu ergründende Größe in jeder diplomatischen Rechnung. Solches Selbstherrschertum war namentlich für den, der in Geschäften mit ihm zu tun hatte, peinlich durch seine widerspruchsvolle Verschwommenheit. Wie oft mag Meyendorff Friedrich Wilhelms Vorgänger, den alten von ihm hoch geschätzten König mit seiner trockenen, schwunglosen, aber geschäfts-

tüchtigeren Art herbeigesehnt haben, zumal Meyendorff die Begrenztheit seiner Regierungskunst und die Erneuerungsbedürftigkeit, worin jener seinen Staat hinterließ, niemals aufgegangen ist. Wahrscheinlich konnte sie ihm vom russischen Standpunkt wie dem seiner eigenen legitimistisch-konservativen Anschauungen überhaupt niemals aufgehen, selbst wenn er ein ganzes Leben, statt nur ein paar Monate lang, diese alt-preußische Welt unter Friedrich Wilhelm dem Dritten beobachtet hätte.

Der russische Gesandte hat den Lauf der Dinge in Preußen nicht aufzuhalten vermocht, so sehr er im Bunde mit ministeriellen, dynastischen und höfischen Einflüssen gegen die königlichen Verfassungspläne in den vierziger Jahren gearbeitet hat. Er sah, wie gesagt, nicht ein, wie sehr das vorhergehende Regierungssystem des verstorbenen Königs innerlich erschöpft und verdorrt war. Daß die Zeit noch etwas anderes beanspruchte als monarchische Autorität, starkes Heer, ordentliche Verwaltung und wirtschaftliche Blüte, ist ihm nicht in den Sinn gekommen, und daher fragt man auch vergebens, welche Mittel er gegen die ihm verhaßten Zeitkräfte, deren Tiefe und Breitenströmung er nicht erkannte, einzusetzen hatte. Doch nur den Druck der Regierungsgewalt und der Polizei! Er war in dieser Beziehung gedankenarm, da er dem neuen politischen Inhalten dürstenden Zeitgeist im Grunde nichts zu bieten hatte als nur das Alte in seiner überlebten Form. Er vertrat einen Konservatismus, in dem sich eben keine neuen, zeugenden Kräfte regten. Friedrich Wilhelm IV. dagegen hatte Recht etwas anderes zu wollen als sein Vater, es war notwendig, daß er für Preußen und auch für Deutschland einen neuen Zustand der Dinge heraufführen wollte; aber er vergriff sich in den Mitteln und zum Teil auch im Ziel, ganz abgesehen davon, daß ihm die staatsmännische Begabung und das notwendige Augenmaß fehlten, um Großes ins Werk zu setzen. Einem so nüchternen Beobachter entging es nicht, daß Friedrich Wilhelms Verfassungsexperimente in ihrer Verschwommenheit und Halbheit die Begehrlichkeit und weitergehende Forderungen eher aufstachelten als beschwichtigten. In der Tat war ja das einer der bedenklichsten Fehler des Monarchen, daß er meinte, es vollkommen in seiner Hand zu haben, wie weit er gehen könne in seinen Verfassungsgaben an das Volk, und er bildete sich ein, die Menschen würden sie genau in der Form hinnehmen, die er in seinem geistreich-wunderlichem Sinn sich ausgedacht hatte. Die Selbstherrlichkeit des Königs ging darin fehl; sein Mangel an Wirklichkeitssinn und das Unvermögen, nüchtern abzuschätzen, wie etwas wohl wirken werde, was er sich in seinen Träumen kunstvoll ausgesponnen hatte, trat in dieser Selbsttäuschung hervor. Dazu kam, daß er den günstigen Zeitpunkt für die Schaffung der geplanten Verfassungseinrichtungen immer wieder verpaßte, daß er erst gewährte, als die Forderungen immer lauter vor seinen Thron gebracht wurden! Kurz, durch sein Andeuten, sein Hinausschieben, sein Versagen und Bewilligen, brachte er alles in Unruhe. Er befriedigte weder diejenigen, die rechts, noch diejenigen, die links standen, er reizte und verdroß alle Welt: er war, ohne es zu wollen, ein Wegbereiter der Revolution!

Der Vertreter des Zaren sah alles mit Besorgnis, aber am meisten beklagte er die Nachgiebigkeit des Monarchen. Anders denn als beklagenswerte Zugeständnisse an Tagesforderungen faßte er die merkwürdigen Pläne und Verheißungen Friedrich Wilhelms nicht auf. Eines hat er dabei vollkommen richtig immer wieder prophezeit: daß diese ständische Verfassungsromantik den Keim zum Konstitutionalismus westmächtlicher Prägung enthalte und notwendig zur Entfaltung bringen müsse. Er war sich klar darüber, daß der Liberalismus die Zugeständnisse des weltfremden Herrschers ganz anders deuten, ganz anders handhaben, ihnen einen seiner ursprünglichen Absicht fremden, ja feindlichen Sinn und Inhalt verleihen werde. Er hat sich nicht darüber getäuscht, daß der Vereinigte Landtag, dessen Zusammentritt den sonst so kühlen Mann in lebhaftere Erregung versetzte, den König über die in seiner berühmten

Thronrede gezogene Linie weit hinausreißen werde. Trübe sah er in die Zukunft. Man stand in der Tat am Vorabend der Revolution.

Es bedarf kaum eines Wortes, wie er zu ihr stand: vollkommen ablehnend natürlich! In jeder Gestalt, wie sie ihm von den Berliner Märztagen bis zum Erfurter Parlament entgegentrat, war sie ihm ein Greuel, und seine Berichte nach Petersburg, wo man genau so empfand wie er, sprechen es fast auf jeder Seite aus. Revolution war für ihn nur Unordnung, Chaos, Anarchie, Zerstörung. Ihre Führer schlechte Menschen oder unklare Köpfe, Irregeleitete, Schwärmer oder Verbrecher! So einfach malte sich in diesem Kopfe die Welt, wo seine Vorurteile und Dogmen im Spiel waren. Für die Schilderungen etwa verschiedener Strömungen im Lager der Gegner besaß er ein geringes Unterscheidungsvermögen, nur daß er allenfalls das gemäßigte Notabelntum des Großbürgertums und der Gelehrten von dem ausgesprochenen Radikalismus und den triebhafteren Regungen des Pöbels einigermaßen auseinander zu halten wußte. Die Palette seiner Berichterstattung war für solche Dinge recht arm ausgestattet. Diese Gesellschaft, die in der Paulskirche und den Landtagen sich breit machte, diese Professoren, Advokaten und kleinen Leute waren für ihn letzten Endes nur Störenfriede der öffentlichen Ordnung. Sie schwatzten und richteten Unheil an. Der baltische Baron, der andere Umgebungen gewohnt war, konnte angesichts der zunächst übermächtigen Stimmungen und der Abneigung seiner Regierung, sich unmittelbar in die deutschen Verhältnisse einzumischen, vorläufig nur mit Seufzern und Hoffnungen und vorsichtiger Arbeit hinter den Kulissen zuwarten, bis die Bewegung wieder ablaufen oder der Zeitpunkt zur gewaltsamen Niederwerfung gekommen sei. Dann würde man wieder unter sich, in der guten alten Gesellschaft sein.

So ungefähr waren seine Empfindungen. Aber mit solcher Einfachheit vollziehen sich bekanntlich politische Auseinandersetzungen von Klassen und gesellschaftliche Entwicklungsvorgänge nicht. Meyendorff verurteilte die Revolution sowohl ihrer freiheitlichen und Verfassungsbestrebungen als auch ihrer nationalen Ziele wegen. Die Voraussetzungen, von denen aus es geschah, liegen zu Tage: Für ihn gab es Staaten und Dynastien. Sie hatten das Schicksal der Völker zu bestimmen, aber nicht die Nationen selbst. Nach Geburt und einem guten Teil seiner Bildung nach war er Deutscher. Aber dem, was sich in Deutschland vollzog, diesem leidenschaftlichen Streben nach einheitlicher Zusammenfassung, brachte er keinen Hauch von Verständnis entgegen, ganz abgesehen davon, daß für den Staatsmann des Zaren Nikolaus die Bahn auch hierin vorgezeichnet war. Er verurteilte das, was er in Deutschland sah, wie er auch ähnliche Vorgänge in Europa aufs schwerste mißbilligte. Denn sie liefen auf Umsturz der bestehenden Ordnung hinaus. Dem jungen Schlözer, der bei seinem Petersburger Aufenthalt die lebenswürdige Unterhaltung des erfahrenen Staatsmannes wie Champagner genoß, sagte er viel später, ein Jahr nach dem Pariser Kongreß noch, das deutsche Nationalgefühl sei eine Phrase. Auch jetzt noch hatte er den gleichen Abscheu gegen deutsche Einheitsbestrebungen wie in der Berliner Revolutionszeit. Selbstverständlich konnten damals auch die Schleswig-Holsteiner für ihn nichts weiter sein als Rebellen, und Preußen tat seiner Meinung nach sehr unrecht, anfangs sich für sie einzusetzen. Viel zu langsam, viel weniger rasch als es der Vertreter des Zarismus wünschte und amtlich betrieb, löste sich die preußische Regierung von der Sache der Aufständischen ab. Man mußte sie wieder allmählich zur Vernunft bringen. Es war eine Hauptaufgabe Meyendorffs, in den paar Jahren bis Olmütz hin, den Nachbar aus der gefährlichen Verstrickung mit der Revolution wieder herausmanövrieren zu helfen, in die sich Preußen durch anfängliche Unterstützung der Bewegung hatte hineinziehen lassen. Unermüdlich und nicht ohne Erfolg, wenn auch unter vielen Äußerungen der Ungeduld, daß man so langsam vorankomme in diesen nützlichen Bemühungen, arbeitete er daran, Preußen und Österreich in der Nordmarkenfrage einander zu nähern, Dänemark und Preußen anderer-

seits auf eine Basis der Verständigung und zum endgültigen Frieden zu bewegen. Er ruhte nicht, bis der nationalen Revolution im Norden Deutschlands der Giftzahn ausgebrochen, und die Eintracht der Regierungen auf dem gemeinsamen Boden der Reaktion wieder hergestellt war. Daß dabei etwas bengalisches Licht auf das segensreiche Walten des Zaren, des Wiederherstellers der europäischen Ordnung fiel, verstand sich von selbst. Am Schicksal der Elbherzogtümer hat Meyendorff, der geborene Deutsche aus den Ostseeprovinzen, der Untertan des allmächtigen Nikolaus, manch wichtigen Faden mitgewoben. Er handelte auch da als russischer Politiker, als Vertreter eines Konservatismus antirevolutionärer Prägung, der europäische Geltung beanspruchte und nach dem Abflauen und der Unterdrückung der Volksbewegung noch einmal für kurze Zeit sich behaupten sollte. Die weitere Zukunft gehörte nicht der Reaktion. Meyendorff diente in der Schleswig-Holsteinischen Sache nur Zeitmächten, die allenfalls noch einen Pyrrhussieg erfechten konnten. Im Lager der lebendigen Entwicklung stand er nicht.

Der Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts, das letzten Endes seinen Namen doch von der Macht der Nationalitätenbewegungen empfängt, urteilte und handelte in diesen schweren Erschütterungen im Grunde aus dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts heraus, das die Nation mehr im geistigen Sinn als im staatlichen anerkannt hatte. Die französische Revolution aber, die das kümmerliche Licht der Kabinette löschte und das Feuer der Volksleidenschaften dafür anzündete, gerade sie wurde von der Restauration, in deren Vorstellungskreis Meyendorff zeitlebens sich bewegte, grundsätzlich verneint und praktisch rückgängig zu machen gesucht.

Systemverhaftet wie er war, kann man eigentlich zu Beginn der Februarrevolution schon einigermaßen seine Stellung zu den nun auftauchenden Einzelfragen der beiden Sturmjahre ablesen, da nun einmal das Ganze für ihn auf einen Prinzipienkampf zwischen Engel und Teufel, Licht und Finsternis hinauslief, wenn man so feierliche Worte mit Bezug auf das Denken eines Mannes der Nüchternheit und der prosaischen Restauration überhaupt gebrauchen darf. Frankreich war ihm der Hauptherd der allgemeinen Gefahr. Schlimm, daß Deutschland doch so stark von den Giften des Konstitutionalismus und des Nationalismus angesteckt wurde, zertrümmerte es doch den Rahmen des deutschen Bundes, indem es der Chimäre eines nationalen Verfassungsstaates nachjagte! Die Paulskirche, die das neue Deutschland schaffen sollte aus dem Schoße der Volkssouveränität, diese hundertköpfige Hydra hirnverbrannter Schwätzer, war für ihn ein Gegenstand der feindseligsten Mißachtung und des Spottes. Meyendorff beobachtete den Rückgang ihrer Bedeutung denn auch mit Genugtuung, wie er überhaupt die ganze Welt für krank erklärte und täglich wie ein Arzt den Puls des Fiebers prüfte, ob eine leise Besserung zu verspüren sei.

Die russische Politik war lange Zeit, bis zu den Ereignissen in Ungarn, für ein unmitttelbares Eingreifen nicht zu haben. Dementsprechend verhielt sich auch ihr amtlicher Vertreter in Berlin zu dem Gesamtphänomen der Revolution abwartend, wenn er natürlich auch im Einzelnen und Kleinen seinen Einfluß gegen sie einsetzte, rege Beziehungen mit dem preußischen Junkertum unterhielt und dessen erstarkende Gegenwehr, so viel er konnte, zu stützen suchte. Er war Stammaktionär der neugegründeten Kreuzzeitung und ließ auch sonst den Rubel rollen, offenbar in recht verschwiegener Weise und so maßvollen Grenzen, daß er nach außen hin Anstoß nicht erregte. Seine stärksten Hoffnungen aber ruhten für Preußen wie für Österreich und alle revolutionsbedrohten Länder auf den Armeen als dem Werkzeug, das die Ordnung endgültig wiederherstellen werde. Die Kaiserphantasien des deutschen Volkes, die Einheitsträume des Bürgertums, die nationalen Stimmungen des Königs, der sich wenigstens zeitweise von der Aussicht in Deutschland zu führen locken ließ, für alle diese Anwendungen hatte er nur ein Achselzucken. Für ihn waren es faule Früchte, weil sie am Baum der Revolution gewachsen waren. Die Verfassung der Frankfurter National-

seits auf eine Basis der Verständigung und zum endgültigen Frieden zu bewegen. Er ruhte nicht, bis der nationalen Revolution im Norden Deutschlands der Giftzahn ausgebrochen, und die Eintracht der Regierungen auf dem gemeinsamen Boden der Reaktion wieder hergestellt war. Daß dabei etwas bengalisches Licht auf das segensreiche Walten des Zaren, des Wiederherstellers der europäischen Ordnung fiel, verstand sich von selbst. Am Schicksal der Elbherzogtümer hat Meyendorff, der geborene Deutsche aus den Ostseeprovinzen, der Untertan des allmächtigen Nikolaus, manch wichtigen Faden mitgewoben. Er handelte auch da als russischer Politiker, als Vertreter eines Konservatismus antirevolutionärer Prägung, der europäische Geltung beanspruchte und nach dem Abflauen und der Unterdrückung der Volksbewegung noch einmal für kurze Zeit sich behaupten sollte. Die weitere Zukunft gehörte nicht der Reaktion. Meyendorff diente in der Schleswig-Holsteinischen Sache nur Zeitmächten, die allenfalls noch einen Pyrrhussieg erfechten konnten. Im Lager der lebendigen Entwicklung stand er nicht.

Der Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts, das letzten Endes seinen Namen doch von der Macht der Nationalitätenbewegungen empfängt, urteilte und handelte in diesen schweren Erschütterungen im Grunde aus dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts heraus, das die Nation mehr im geistigen Sinn als im staatlichen anerkannt hatte. Die französische Revolution aber, die das kümmerliche Licht der Kabinette löschte und das Feuer der Volksleidenschaften dafür anzündete, gerade sie wurde von der Restauration, in deren Vorstellungskreis Meyendorff zeitlebens sich bewegte, grundsätzlich verneint und praktisch rückgängig zu machen gesucht.

Systemverhaftet wie er war, kann man eigentlich zu Beginn der Februarrevolution schon einigermaßen seine Stellung zu den nun auftauchenden Einzelfragen der beiden Sturmjahre ablesen, da nun einmal das Ganze für ihn auf einen Prinzipienkampf zwischen Engel und Teufel, Licht und Finsternis hinauslief, wenn man so feierliche Worte mit Bezug auf das Denken eines Mannes der Nüchternheit und der prosaischen Restauration überhaupt gebrauchen darf. Frankreich war ihm der Hauptherd der allgemeinen Gefahr. Schlimm, daß Deutschland doch so stark von den Giften des Konstitutionalismus und des Nationalismus angesteckt wurde, zertrümmerte es doch den Rahmen des deutschen Bundes, indem es der Chimäre eines nationalen Verfassungsstaates nachjagte! Die Paulskirche, die das neue Deutschland schaffen sollte aus dem Schoße der Volkssouveränität, diese hundertköpfige Hydra hirnverbrannter Schwätzer, war für ihn ein Gegenstand der feindseligsten Mißachtung und des Spottes. Meyendorff beobachtete den Rückgang ihrer Bedeutung denn auch mit Genugtuung, wie er überhaupt die ganze Welt für krank erklärte und täglich wie ein Arzt den Puls des Fiebernden prüfte, ob eine leise Besserung zu verspüren sei.

Die russische Politik war lange Zeit, bis zu den Ereignissen in Ungarn, für ein unmittelbares Eingreifen nicht zu haben. Dementsprechend verhielt sich auch ihr amtlicher Vertreter in Berlin zu dem Gesamtphänomen der Revolution abwartend, wenn er natürlich auch im Einzelnen und Kleinen seinen Einfluß gegen sie einsetzte, rege Beziehungen mit dem preußischen Junkertum unterhielt und dessen erstarkende Gegenwehr, so viel er konnte, zu stützen suchte. Er war Stammaktionär der neugegründeten Kreuzzeitung und ließ auch sonst den Rubel rollen, offenbar in recht verschwiegener Weise und so maßvollen Grenzen, daß er nach außen hin Anstoß nicht erregte. Seine stärksten Hoffnungen aber ruhten für Preußen wie für Österreich und alle revolutionsbedrohten Länder auf den Armeen als dem Werkzeug, das die Ordnung endgültig wiederherstellen werde. Die Kaiserphantasien des deutschen Volkes, die Einheitsträume des Bürgertums, die nationalen Stimmungen des Königs, der sich wenigstens zeitweise von der Aussicht in Deutschland zu führen locken ließ, für alle diese Anwendungen hatte er nur ein Achselzucken. Für ihn waren es faule Früchte, weil sie am Baum der Revolution gewachsen waren. Die Verfassung der Frankfurter National-

versammlung verwarf er nach Ursprung und Zuschnitt, und selbstverständlich war er gegen die Annahme der Kaiserkrone durch Preußen, da es sich seiner Meinung nach nicht zum Sklaven der Demagogie machen dürfte.

Österreichs und Preußens Zwiespalt, der sich über der deutschen Frage aufgetan hatte, beklagte Meyendorff ohnedies und konnte dies nach seinen Grundanschauungen über Deutschland und Europa auch gar nicht anders tun. Ein Gefühl für die Tragik, die im Zusammenprall von Großdeutsch und Kleindeutsch lag, darf man von ihm nicht erwarten, da er doch überhaupt die Berechtigung des nationalen Programms weder einsah noch anerkannte, in folgedessen auch für seine tragischen Auswirkungen keinen Sinn aufbringen konnte. Alles was Meyendorff redete und schrieb in den Jahren, da die Spannung zwischen Berlin und Wien bestand, lief darauf hinaus, den feindlichen Dualismus wieder in einen friedlichen zu verwandeln. Auch in dieser Schicksalsfrage des deutschen Volkes wußte der russische Gesandte, der die alleinseligmachende Weisheit des Nikolaitischen Systems wieder lauter predigte, als die revolutionäre Flut zurückzuweichen begann, keinen Rat, der lebensvolle Ansätze, irgendwie zukunftsreiche Lösungsversuche in sich schloß; im Grunde führte seine Einstellung nur auf die Rückkehr zum Alten Bunde und das frühere Verhältnis der beiden deutschen Vormächte zurück, wie es denn auch in Wirklichkeit kam. Aber ein Zustand, der einmal so leidenschaftlichen Ansturm und solche schweren Erschütterungen erfahren wie der Deutsche Bund, hatte keine Aussicht mehr, sich auf die Dauer in dem entseelten, der Nation nicht mehr genügenden Formenleben zu behaupten, auch wenn die Revolution für den Augenblick besiegt am Boden lag und der Zar seine mächtige Hand über diese blutarme, nun mit doppeltem Haß beladene Schöpfung des Wiener Kongresses hielt. Auf weite Sicht hin betrachtet, kam Meyendorffs Bemühungen um die Rückkehr des Frankfurter Bundestags nur der Rang eines Augenblickserfolges zu. Die nächste Generation machte dem Bunde ein Ende, und zwar war es der Mann, dem Meyendorff in Berlin schon als Mitkämpfer gegen die Revolution nahegetreten war, der ehemalige Verteidiger von Olmütz in der preußischen Kammer, Otto von Bismarck.

Preußens diplomatische Niederlage bei Olmütz war der Abschluß des stillen aber zähen Kampfes, den Meyendorff gegen Radowitz und seine Unionspolitik geführt hat. Gegner dieses Staatsmannes hätte er werden müssen, auch wenn dessen Name nicht mit dem letzten wenn auch begrenzteren Versuch dieser Jahre, Preußen die Führung in Deutschland zu verschaffen, verknüpft gewesen wäre. Denn an dieser rätselhaften Persönlichkeit mußte ihm so gut wie alles fremdartig und abstoßend erscheinen. Der romantische Freund des romantischen Herrschers war vom ersten Augenblick an, wo er in den Gesichtskreis des russischen Diplomaten trat, ihm als nicht geheuer, verdächtig, als Schädling und böser Geist des Königs erschienen. Er war für Meyendorff der Ausdruck der Schaumschlägerei, des Dilettantismus, der verworrenen Mystik, der Hintertreppeneinflüsse, kurz aller der Dinge, die er als „transzendente Politik“, als „Poesie“ verspottete oder mit der in seinem Munde doppelt hart klingenden Bezeichnung „Kabinettpolitik“ abzufertigen pflegte.

Radowitzens Unionsversuch mußte aber auch rein sachlich betrachtet, unabhängig von der Person seines Urhebers, den russischen Gesandten in der Reihe der Widersacher finden, weil dieses Programm der letzte Ausläufer der deutschen Revolution in Preußen war, in dem Sinne nämlich, daß Radowitz den König bestimmte da fortzufahren, wo die Paulskirche hatte aufhören müssen. Gewiß, die Basis hatte sich der allgemeinen Lage entsprechend verschoben; die Regierungen selber sollten die Schaffung eines Bundesstaates in Angriff nehmen, den die Frankfurter Nationalversammlung nur auf dem Papier hatte errichten können; obrigkeitliche Initiative sollte an den Platz der Volkssouveränität rücken, Dynastien und Regierungen vorangehen mit der Bestimmung der Lebensform, in der Deutschland sich künftig bewegen solle.

So viel zahmer Radowitzens Entwürfe, da es galt sie den deutschen Regierungen

annehmbar zu machen, auch in anderer Beziehung waren als die der Paulskirche, so viel enger abgesteckt ihr Ziel war, das Stück Gagern'scher Gedankenwelt, das Erbe der Revolution, das man noch in diesen Plänen mitführte, genügte vollkommen, um sie dem Vertreter des Zaren ungenießbar zu machen. Seine Auffassung von der Lebensform Deutschlands, vom Verhältnis Preußens zu Österreich, und damit auch wesentlicher Grundlagen des europäischen Daseins, wäre durch die Verwirklichung des Radowitzschen Programms in entscheidenden Punkten gestört und verletzt worden. Person und Sache waren mit dem bösen Abzeichen der Revolution behaftet: in Meyendorff erhob sich die Restauration, die bereits wieder Morgenluft witterte; und er hatte es diesmal mit der Gegenwirkung nicht mehr so schwer als im ersten Jahr, wo die von Frankreich aus Europa durchwogende Bewegung noch so stark war, daß auch der mächtigste europäische Herrscher es für gut hielt, zunächst einmal vorsichtig zurückzuhalten während sein Sprecher in Berlin mit einer gewissen Resignation die Hände in den Schoß legen mußte, bis die erste große Erregung sich etwas besänftigt habe und die verrückte Welt langsam wieder von selbst zur Besinnung komme. Radowitzens Unionsbestrebungen waren bekanntlich von vornherein belastet durch seine und des Königs Eigenart, durch die merkwürdige Halbheit seiner amtlichen Stellung, durch mangelnde Einheitlichkeit und Gegenströmungen innerhalb des preußischen Ministeriums, sowie die von Anfang an in der Union selber vorhandenen Zersetzungskeime. Die Möglichkeit ihrer Verwirklichung war beeinträchtigt und gefährdet durch Bayerns und Württembergs Widerborstigkeit, die Unzuverlässigkeit Hannovers und Sachsens, nicht zuletzt durch den Gegendruck Österreichs unter der tatkräftigen Leitung Schwarzenbergs. Man verfügte nur über eine geschwächte Bundesgenossenschaft in Parlament und Parteien, und die Volksstimmung war überhaupt im Erlahmen.

So fand die Diplomatie des russischen Zaren manche Ansatzpunkte, und während die Revolution mehr und mehr ihre Schwungkraft einbüßte, begann der Einfluß ihres Gegners Meyendorff naturgemäß langsam zu steigen. Und er tat in unaufdringlicher Weise das Seine, die Gunst der Stunde möglichst zu nutzen, obwohl diese letzten Berliner Jahre mit ihren Aufregungen dazu beigetragen haben, seine Nerven herunterzuwirtschaften. Die förmliche Ernennung Radowitzens zum Außenminister in einem Augenblick, als der Boden für die Verwirklichung seines Programms schon von verschiedenen Seiten her unterwühlt war, beschleunigte die Entscheidung und führte zum endgültigen Zerfall der Unionsbestrebungen. Wenige Tage, nachdem Radowitz auch die amtliche Verantwortung für den Gang der preußischen Politik, deren stiller Leiter er schon bisher gewesen war, übernommen hatte, verabschiedete sich der russische Gesandte vom König, um seinen neuen Posten in Wien anzutreten. So froh er darüber war, den Hof verlassen zu können, dessen Regierung von so verhassten Einflüssen in der Revolutions- und Unionszeit bestimmt worden war, so war doch gerade jetzt der von ihm mit vorbereitete Umschwung nahe. Schließlich hatte Meyendorff doch Recht behalten, wenn er bereits einen Monat nach den Berliner Märztagen in der Überzeugung, daß die Zeit für die Politik des Zaren arbeite auch für Rußland das Wort Lamartines in Anspruch nahm: „Quand l'heure marquée par la providence aura sonné, nous serons là.“ Die Versetzung Meyendorffs nach Wien änderte nichts an seiner Haltung; hatte er sich schon am Hofe Friedrich Wilhelms immer darum bemüht, die Spannung zwischen Österreich und Preußen zu mildern und sie gegenseitig anzunähern, so nahm er diese Arbeit nun an einer anderen Ecke, aber in gleicher Richtung auf. Die in Berlin erworbene Kenntnis der Verhältnisse und Personen erleichterte sie ihm. Er wurde Verbindungsmann zwischen Manteuffel und dem Fürsten Schwarzenberg. Man suchte und erbat in Berlin seine Vermittlung. Er wohnte der Warschauer Zusammenkunft bei und erschien auf Einladung Schwarzenbergs in Olmütz. Hier führte er seine Vermittlertätigkeit, auf die er persönlich stolz war, im Sinne eines freundlichen Einvernehmens zwischen den beiden deutschen Vormächten fort, unter der Gönner-

schaft des Zaren, die für Preußen aber mehr als Druck fühlbar wurde. Das Ergebnis war die schwere politische Niederlage Preußens in dem Ringen mit Österreich um den ersten Platz in Deutschland, aber ein Erfolg der russischen Diplomatie: denn das drohende kriegerische Gewölk war zerstört, der Friede erhalten, der Dualismus wurde im alten Sinne auf eine weitere Zeit festgelegt, der Bundestag kehrte demnächst zurück, und die Restauration hatte die Revolution besiegt. Kein Wunder, daß die Vertreter der russischen Diplomatie eine sehr zuversichtliche Haltung zur Schau trugen. Bismarck spricht in seinen Gedanken und Erinnerungen von der persönlich wohlwollenden, aber sein Gefühl verletzenden Teilnahme, die er damals in Warschau (1850) bei Meyendorff und dessen Landsleuten für die Zukunft Preußens wahrnahm. Denn sie machte ihm den Eindruck, daß man Österreich für den stärkeren und zuverlässigeren Teil, Rußland selbst aber für mächtig genug hielt, um die Entscheidung zwischen beiden in die Hand zu nehmen. Diese Beurteilung traf den Nagel auf den Kopf.

Peter von Meyendorff hat selber noch die ersten Anzeichen der Wiederauflockerung und der beginnenden Zerstörung des kunstvollen Gebäudes erlebt, an dessen Festigung er so eifrig mitgearbeitet hat und dessen Erhaltung sein vornehmstes Ziel war. Schlimm, daß sein eigener Schwager, Graf Buol, als Nachfolger Schwarzenbergs, den Meyendorff trotz mancher Gegensätzlichkeit bewundert hatte, Österreich hart an den Rand des Krieges mit Rußland brachte, als die orientalische Krise und der Beginn des Krimkrieges zwischen die beiden Vormächte des Ostens trat. Noch schmerzlicher, daß es ihm selber nicht gelang, die zunehmende Spannung und Zuspitzung der gegenseitigen Beziehungen zu verhüten. Die Lage war freilich für ihn, sachlich wie persönlich, nicht die einfachste.

Die Schwierigkeit, und wie sich herausstellte, die Unmöglichkeit sie im russischen Sinne zu bestimmen, wurde der Hauptgrund für seine Abberufung. Im Alter von achtundfünfzig Jahren schied der Baron aus einer diplomatischen Wirksamkeit, die ihm sonst manche Erfolge eingebracht hat. Zeitlich fiel sein Abgang mit dem endgültigen Zerfall der Heiligen Allianz zusammen. Durch den Vertrag Österreichs mit den Westmächten wurde er offenkundig. Mit der Freundschaft Österreichs und Rußlands war es zu Ende. Das Werk des ersten Alexander, dessen Einstellung zu Europa und der Bildung seiner Zeit in dem jungen Meyendorff manche Spuren hinterlassen hat, war nur noch eine geschichtliche Erinnerung. Zar Nikolaus aber, dem er die eigentliche politische Prägung seines Wesens und seiner Lebensziele verdankt, starb bald darauf an der unheilbaren Wunde, die dem stolzen Selbstherrscher der russische Zusammenbruch im Krimkrieg geschlagen hatte. Sein Tod macht in der russischen Geschichte vielleicht den tiefsten Einschnitt seit Peter dem Großen. Ein anderes Rußland war ringsum im Werden. Die ungelöste innere Problematik drängte unter der aufgeschlosseneren, weicheren, aber auch schwächeren Herrscherpersönlichkeit des Nachfolgers an die Oberfläche empor. Die lange niedergehaltene Unzufriedenheit machte sich Luft. Alle Säfte im Körper des Riesenreichs begannen zu kreisen. Große Schriftsteller traten auf. Überlieferte gesellschaftliche Bindungen lockerten sich, neue Geistesrichtungen meldeten sich zum Wort. Der Ruf nach Reformen erhob sich, teils besonnen, teils leidenschaftlich; der Zar und das hohe Beamtentum wagten nicht sich ihm zu versagen. Das unendlich schwierige Werk der Bauernbefreiung wurde in Angriff genommen. Eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen schüttete man über Rußland aus. Sie erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete, auf Gericht, Verwaltung, Wirtschaft und Heer, Pressewesen und Schule. Alles kam unterm Druck der öffentlichen Meinung in Bewegung. Vieles war ein Fortschritt; nichts befriedigte vollkommen; manche Maßnahme peitschte eher auf als daß sie beschwichtigte und im Hintergrunde lauerte bereits neue Reaktion, Stachel zu furchtbaren Revolutionen der Zukunft. Die Besserungsversuche selber waren in dem erregten Schwall hin- und herwogender Stimmungen zeitweise ein

schlimmes Durcheinander. Die seit Jahrhunderten eingerissene Verderbtheit sträubte sich, das Feld zu räumen, und wußte sich auch in weitem Maße zu behaupten. Meyendorff, dem es kein Geheimnis war, daß manches im Staate faul war, wurde zur Beratung der Reformen herangezogen, aber er stand bei aller Klugheit doch dem inneren Leben Rußlands zu fern, fast wie ein Außenseiter gegenüber, als daß ihm bei dieser Umgestaltung eine führende Rolle hätte zufallen können. Anscheinend hat er eine solche auch gar nicht erstrebt. Er spürte sehr wohl den Gegensatz zu der Beamtengeneration, als deren Vertreter Nikolai Miljutin, der Hauptträger der Reformen, gelten konnte. Mit dem aufgehenden Gestirn Gortschakows, der seines verehrten Freundes Nesselrode Nachfolger wurde, konnte er sich nicht befreunden. Die alte Kameraderie der deutschen Edelleute, die als Diplomaten im russischen Staatsdienst unter dem Zaren Nikolai so viel gelolten hatten, trat, wie auch der preußische Botschafter von Bismarck bemerkte, allmählich in den Schatten und war im Aussterben.

Wie tief verwandelt war doch bereits dieses Rußland, in dem jetzt Panslawismus und Nihilismus Pol und Gegenpol der inneren Spannungen bezeichneten: beide Bewegungen aus der Sphäre des Geistigen leidenschaftlich zur politischen Tat drängend. Nihilismus sowohl wie Panslawismus knüpften weitreichende Verbindungen im Ausland an. Kein Wunder, daß Baron Meyendorff an seinem Lebensabend nicht fröhlich in die Zukunft sah, wenn er an Rußland und Europa dachte. Kurz bevor er starb, züngelte der Aufruhr in Polen empor, das stets einen Hauptgegenstand seiner Sorge gebildet hatte, am meisten in den Revolutionsjahren, während deren er in vertrautem Briefwechsel mit Marschall Paskiewitsch, dem Statthalter im Königreich gestanden und andererseits der preußischen Regierung stets im Sinne straffer Zügelführung gegen ihre Polen zugeredet hat. Trotz der Reformen Wjelopolskis, die auch Meyendorff in der letzten Zeit lebhaft beschäftigten, glaubte er auf die Dauer nicht an eine Versöhnung Rußlands mit Polen.

Als der alte Diplomat die Augen schloß, war die von ihm so scharf verurteilte Nationalitätenbewegung bereits wieder in erneutem Aufstieg: Italien hatte sogar sein Zusammengehen mit ~~Rußland~~ <sup>West-  
ächten</sup> im Krimkrieg nach dieser Richtung hin nutzen können. In Deutschland aber kamen die Geister der Paulskirche nicht zur Ruhe; es fehlte nur die Hand des Staatsmannes, der imstande war, auf der Machtgrundlage eines großen Staates und mit tauglicheren Mitteln als Radowitz, die Bahnen zur Einigung Deutschlands wieder aufzunehmen, um der nationalen Sehnsucht Führer, Gestalter und Vorkämpfer gegen das widerstrebende Europa zu werden. Ein halbes Jahr nach Meyendorffs Tode ergriff der Genius in Preußen die Zügel, und der Augenblick war nicht mehr allzu fern, wo Bismarck, der sich einst im Gespräch mit Brunnow als Meyendorffs Schüler bezeichnet haben soll, sogar den Bund mit den Volkskräften einging, die er einst, als er noch ein blutroter Junker und Bundesgenosse Meyendorffs war, so leidenschaftlich bekämpft hatte. Damals hatte er, ohne sich der vollen Tragweite seines Handelns ganz bewußt zu sein, indem er für seine Auffassung von Preußen stritt, doch zugleich der russischen Staatskunst, die Meyendorff vertrat, als Werkzeug gedient. Jetzt drückte er einer nach Umgestaltung ringenden Welt das Zeichen seiner Schöpferkraft auf, die sein Berliner und Petersburger Freund nie besessen hat, und das deutsche Volk trat unter seiner Führung aus der Überschattung durch stärkere Großmächte ins Licht der nationalen Selbstbestimmung.